

Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Panzer.)

Erster Teil.

Ueber die Landstraße legte ein scharfer Nordost, die Staubwolken aufwirbelnd. Die Bäume, die die Schaulust begrenzten, verschwanden in dem Wirbel von Ralkstaub und waren nur noch in den Umrisseu erkennbar.

Die Reiter, die in kurzem Trab herantam, vermochte gegen die elementare Gewalt nicht länger aufzukommen. Ueberhäuft von einer Wolke ägenden Staubes, der unbarmherzig in Augen und Mund drang, die Sehkraft schwächte und das Atmen erschwerte, fiel sie in einen schwerfälligen Trott. Die Köpfe zwischen den Beinen, schlichen die Pferde dahin; die Reiter ließen die Zügel hängen und wischten sich das mehligte Teufelszeug aus dem Gesicht.

Der Führer der Abteilung, eine kraftvolle Reitergestalt, der sonst Mühe hatte, das Temperament seines Fuchshengstes zu zügeln, saß ruhig auf dem träge hintrottenden Ross, zwischen den Säulen eine kurze Pfeife, die mühsam qualmte. Er zog mit Leibeskräften, aber er mit Staub bedeckte Tabak wollte nicht brennen. Mergelich nahm er die Pfeife aus dem Munde und klopfte die Aschensorte auf die Erde.

„Der Teufel auch! Selbst der einzige Genuss, der einem auf dieser verdorrten Streife bleibt, wird einem verweigert durch diese staubgeschwängerte Luft. Mein Raken ist tragig wie eine Birne.“ Sein Begleiter, ein schlanker Leutnant, dem die Worte galten, räusperte sich wiederholt, ehe er zur Antwort ansetzte.

„So miserabel hat's sich mir die Champagne nicht vorgestellt. Da träumt man von dem herrlichen Schaumwein und kriegt statt dessen schweißige Luft. Keine Reife und Lunge sind wie verpulvert. Lieber will ich einen Ritt durch die Sahara machen, man weiß dann doch...“

Weiter kam der Sprecher nicht. Ein Windstoß fuhr ihm ins Gesicht und in einem heftigen Hustenanfall ersticke die Rede.

Der andere lachte. „Du hast den Mund zu voll genommen, lieber Hugo, Puff die Lippen zusammen und sprich durch die Zähne. Das schlägt!“

„Du meinst wohl, ich soll Papageno mimen? Ja, wenn man auch gleich sein Glodenspiel zur Hand hätte!“

„Gottlob, der Humor ist dir nicht ausgegangen. Aber sieh' mal unsere Leute, wie die aussehen, die reinsten Mütter!“

„Wir auch nicht besser, hoher Chef! Dein stolzer Vorkopf sieht aus, als wäre er mit Gips gepudert.“

„Das wird anders werden, wenn wir unter Dach und Fach sind. Nach meiner Schätzung sind wir nicht mehr weit vom Ziel, dem Franktireurkern.“

„Der scheußliche Wind gestattet einem keine Orientierung auf der Karte. Ich fürchte, wir haben noch immer zwei Stunden scharfen Rittes vor uns.“

„Das heißt mindestens vier Stunden Marsch, denn bei diesem höllischen Wetter kommen wir nicht vom Fied.“

„Aber wir können doch nicht länger so hintretzen. Bedenk', es dämmert schon.“

„Du hast recht! — Trompeter! halt blasen!“

„Was hast du vor?“

„Zunächst einen kurzen Halt! Da — rechts von der Straße — ist eine Senkung. Hier steht die Schwadron einigermaßen gesichert gegen die Staubtücke. Wir müssen uns gedulden, bis es dunkel geworden ist und der Sturm abflaut.“

Die Schwadron ist in der Dedung aufmarschiert, der Führer läßt abblitzen. Die beiden Offiziere sind in erster Beratung, während die Reiter den Staub von ihrer Uniform klopfen und die Gurte an den Sätteln fester ziehen.

„Solange dieser Staubtornado anhält, ist nichts zu wollen. Wir bleiben hier zunächst liegen. Inzwischen kann unser linker Konegg mal Umschau in der Gegend halten. Er soll mit einer Patrouille das Terrain aufklären.“

„Du, der wird nicht wenig überrascht sein über die Kommandierung.“

„Warum? Er ist doch bei Hand freiden immer leit voran.“

„Das schon, aber jetzt wird ihm die Orber sehr in die Quere kommen. Sieh' mal hin, wie das erste Reichen seine verstaubte Außenseite an dem Wassertümpel in Ordnung bringt.“

Die beiden Offiziere belustigten sich trotz der eigenen üblen Befassung weidlich über den Esel, mit dem ihr Kamerad seine improvisierte Feldbatterie machte.

„Fährlich Konegg!“ Klang es hell und scharf aus des Chefs Munde.

Wie ein Blitz fuhr der Geruchse herum und stand im Nu vor seinem Vorgesetzten.

Da war nichts mehr von Eitelkeit und Zierlichkeit zu sehen.

Stramm, fest, aufgerichtet, Spannung und Jugendmut in dem frisch Gesicht, hörte der Führer auf die Worte des Führers.

„Wir kommen in gefährliche Gegend. Dorf Arcene und Umgegend sind als Schlupfwinkel für Franktireurs bekannt, die sich nach unsern Meldungen hier zu Bänden zusammenzuschließen. Sie zu überfallen und aufzuheben, ist unsere Aufgabe. Da bei dem rüchlichen Wetter eine rasche Orientierung schwer ist, sollen Sie das Terrain sondieren. Nach der Karte sind wir nicht weit von der Stelle, wo ein Feldweg rechts nach Arcene führt. Suchen Sie diesen zu finden, aber Eile tut not. Nehmen Sie ein paar Bänder zusammenhängen. Sie zu überfallen und aufzuheben, ist unsere Aufgabe. Da bei dem rüchlichen Wetter eine rasche Orientierung schwer ist, sollen Sie das Terrain sondieren. Nach der Karte sind wir nicht weit von der Stelle, wo ein Feldweg rechts nach Arcene führt. Suchen Sie diesen zu finden, aber Eile tut not. Nehmen Sie ein paar Bänder zusammenhängen. Sie zu überfallen und aufzuheben, ist unsere Aufgabe.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Ich nehme Riels und Koller mit, die schärfsten Spürnasen der Estadron — die riechen einen Franktireur auf hundert Schritte!“

Und schon ist der flinke Jüngling bei seinem Pferde und mit einem Sprung im Sattel. Einige kurze Befehle und in beschleunigtem Tempo geht's durch das noch immer wirbelnde Staubgewölk.

Nach eine Stunde Rast, dann setzt sich die Estadron in Bewegung und reitet in die Nacht hinein.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber den Reitern ist nicht ganz wohl auf ihren Säulen. Ein abscheuliches Jucken plagt jeden; der feine Ralkstaub ist durch die Kleider gedrungen und ährt seine ähnde Wirkung auf die Haut. Verwünschungen, Flüche, derbe Scherze zeugen von der Stimmung, die unter den Leuten herrscht, bis der gebieterische Ruf des Kommandeurs größte Ruhe und Aufmerksamkeit fordert.

Die Reiter, die eine jener Truppenabteilungen, die zur Sicherung und Freihaltung des Geländes im Rücken der deutschen Armee die Etappenlinien zu bewachen und ein scharfes Auge auf das Freischützengewand und alle verdächtigen Erscheinungen unter der französischen Bevölkerung zu richten hatten.

Es war Anfang Oktober 1870. Das auf der Straße von Vitry le François nach Jore Champenoise vorrückende Kommando bestand aus einer Estadron Dragonern, die Oberleutnant Werner führte. Ein stotter Reiter und tüchtiger Truppenführer, wachte er ebenso scharf die Säbel wie die Feder zu führen. Seine Rapporte über Streifen und Melognosierungen waren militärische Feuilletons voll Farbe und Leben. Das Französische beherrschte er wie seine Muttersprache; er verstand es sogar, das Patois jeder Gegend sich rasch anzueignen, so daß der überraschte Franzose häufig einen Landsmann in ihm vermutete.

Diesem sprachlichen Talent und einer angeborenen Lebenswürdigkeit hatte er es zu verdanken, daß er auf dem feindlichen Boden sich leicht Gehör verschaffte und selbst da, wo eingetragener Haß und unbändiger Nationalstolz jeden Verkehr mit den deutschen Barbaren für schmachvoll ansehnen, die trennende Kluft überbrückte. Seine Gewohnheit, den leicht empfänglichen Franzosen durch Schonung seiner Eigenart und freundschaftliches Wesen zu gewinnen, hatte freilich nicht immer Erfolg, und sein Kamerad und Freund, der ein starkes Vorurteil gegen die gallische Rasse hegte, konnte es nicht unterlassen, ihn ob seiner Gutmütigkeit zu hänseln.

Dieser sein Kamerad, Leutnant Graf Eberstein, aus einem alten, angesehenen Geschlecht stammend, war ein vornehmer, ritterlicher Charakter, doch nicht frei von der Ueberheblichkeit, die Leute an den Tag legen, die über ein adliges Wappen verfügen. Sein Eintritt als Offizier bei den Gardesuhoren hob noch sein Selbstgefühl, und es verleierte empfindlich seinen Stolz, als er durch eine Vertretung von Umständen seine Eiteltruppe verlassen mußte und nach Ausbruch des Krieges einem Etappenkommando zugeteilt wurde — er, der Feuer und Flamme war, in vorderster Reihe zu kämpfen und zu zeigen, daß Männer seines Stammes ihn nicht nur tadellos zu repräsentieren verstehen, sondern auch tapfer, todesmutige Soldaten sind.

Werner, der in der Garnison als ein hervorragender Offizier galt, auf den man die größten Hoffnungen setzte, wurde von Graf Eberstein hochgeschätzt, da er neben seinen militärischen Vorzügen ein so laualermäßiges Auftreten zeigte und eine von edlem Selbstbewußtsein getragene Gesinnung an den Tag legte, daß sich der größte Spieß davon sympathisch berührt fühlte. Und es geschah das Wunderbare, daß er, der Stolz, Kühle, Unnahbare, um die Freundschaft des bürgerlichen Offiziers ward.

Doch dieser, der seinen bürgerlichen Namen hochhielt und auf seiner selbst willen geachtet werden wollte, hatte sich von vornherein von den adligen Offizieren ferngehalten, weil er deren Anschauungen und Passionen nicht teilte. Er war daher dem

gräflichen Kameraden, als dieser seinen Umgang suchte, anfangs mißtraulich ausgewichen und hatte sich von vornherein von den adligen Offizieren ferngehalten, weil er deren Anschauungen und Passionen nicht teilte. Er war daher dem gräflichen Kameraden, als dieser seinen Umgang suchte, anfangs mißtraulich ausgewichen und hatte sich von vornherein von den adligen Offizieren ferngehalten, weil er deren Anschauungen und Passionen nicht teilte.

Werners Schwester, ein reizendes Kind von 16 Jahren, hatte sich beim Schlittschuhlauf im feurigen Eifer der Jugend über die sichere Bahn hinausgewagt, war auf Reuiss geraten und eingebrochen. Das arme Mädchen wäre bei der Tiefe des Wassers verloren gewesen, wenn nicht ein junger Offizier zu Hilfe geeilt wäre und mit ebensoviel Geistesgegenwart wie Todesberachtung die dem Sinken nahe gerettet hätte.

Dieser Offizier war Graf Hugo Eberstein. Seine hübsche, aufopfernde Tat glied die trennenden Gegensätze aus, und bald verband eine innige Freundschaft die beiden Männer, die in idealem Streben und abligem Denken längst einig gingen.

Die Estadron war unter den üblichen Sicherungsmaßregeln auf der Landstraße in ruhigem Schritt weitergeritten. Oberleutnant Werner hatte von Zeit zu Zeit Patrouillen abgehen lassen, doch keine hatte Fährten mit Konegg gefunden. Schon wollte er sich selbst mit einigen Dragonern auf die Fährte machen, als der Führer der Melognosierungspatrouille auf schweißbedecktem Pferde anlangte.

„Nun, wie steht's, Konegg? Sind wir auf dem rechten Weg?“

„Der Weg ist nicht zu fehlen, sobald wir die vor uns liegende Höhe passiert haben. Von ihr können wir den Kirchturn von Arcene erkennen, wo wir für unsere Pferde geeignete Ställe finden. Ich habe zwei Mann im Ort zurückgelassen, um das Rötliche vorzubereiten. Wenn wir gut reiten, sind wir in kurzer Zeit dort.“

Der Estadronschef ließ sich vom Führer des Ergebnis seines Patrouillenritts berichten, dessen Einzelheiten er mit großem Interesse entgegennahm.

„Ich ritt“, so lautete der Rapport, „so schnell es Witterung und Weg erlaubten, vorwärts. Während die Straße bisher keine erheblichen Terrainunterschiede zeigte, wurde dies nach einer halben Stunde anders. Der Weg senkte sich mit einem Male und bildete eine tiefe, von einem Bach durchschnitene Mulde. Rechts führt eine Schlucht in bewaldetes Terrain. Ich ließ einen der Dragoner an der den Bach überbrückenden Brücke zurück und ritt mit den andern in den Hohlweg ein. Nach kurzer Zeit sah ich ein Licht durch das Dunkel blitzen, das, wie sich's beim Näherkommen erwies, aus einem Gehöft kam. Ich sondierte mit meinen Leuten sorgfältig die Umgebung und veränderte mich mit ihnen für alle Fälle über einen Rückzug. Nun ritt ich an dem Gebäude vor und rief nach dem Besizer. Keine Antwort, nur ein Hund bellte. Ich sah ab, gab den Dragonern mein Pferd, empfahl ihnen scharfes Augenmerk und ging ins Haus. Wie ich die Tür aufschloß, hörte ich leises Geflüster und sah ein paar Gestalten, darunter einen Keel mit grünllicher Woge, auf dem Hausflur verschwinden. Im Wohnzimmer fand ich einen alten Mann, der mir mit grünllicher Freundlichkeit entgegenkam. Auf die Frage, warum er auf mein Rufen keine Antwort gegeben, bedeutet er mir, daß er schlecht höre. Auf weiteres Fragen gibt er zögernd an, er sei allein auf der Ferme; zu haben sei hier nichts. Hätte ich nicht jene Kerle selbst gesehen, so würden mich einige niedliche Holzschuhe, die am Ramin standen, belehrt haben, daß der Alte auch weibliche Gesellschaft habe.“

„Nützlich“, unterbrach der Chef den Führer, „die Mädels müssen verdeckt werden, damit sie nicht den barbarischen Deutschen in die Hände fallen. Ueberall dieselbe grundlose Angst, derselbe einfältige Schreden vor uns, als ob wir direkt aus dem Kopfenland kämen. Man könnte darüber lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Doch fahren Sie fort, Konegg! Wie machten Sie sich dem alten Ganner verständlich?“

„Oh, sehr leicht, Herr Oberleutnant! Als ich ihm meinen Redolent vorhielt, verstand er mit einem Male jedes Wort. Ich ließ mich überall umherführen, unterjuchte Wohn- und Oekonomiegebäude, fand aber nichts Verdächtiges. Ich machte nun dem Alten begründlich, wenn er nicht sofort für Essen und Trinken sorgte, ließe ich ihm das Haus über dem Kopf anzünden. Das half! Nach kurzer Zeit lächelte er Sped, Risse und Wein auf. Ich ließ mir die Sachen gut schmecken und meinen Leuten auch einen Teil aufs Pferd reichen. Um keine Zeit zu verlieren, mußte mir der Alte den Weg zum nächsten Dorf zeigen, das wir in scharfen Ritt bald erreichten. Auch hier dieselbe Erscheinung, kein Mensch sichtbar. Endlich wurde ich eines Burschen habhaft, der uns nach der Mairie führte. Wir waren in Arcene. Hier

machte ich kurzen Prozeß. Ich kündigte dem als Vertreter des Ortsvorstehers antretenden Bauer Quartier und Verpflegung für die Estadron über die Dauer einer Nacht an, schnitt jeden Widerspruch mit ernster Drohung ab und erreichte die Forderung. — Sehen Sie, Herr Oberleutnant, da, wo die Lichter schimmern, ist das Nest. Bald werden wir unter Dach und Fach sein.“

„Wie weit ist die Entfernung von der Ferme bis zum Dorfe?“ fragte Werner.

„Für einen schneidigen Reiter etwa zwanzig Minuten.“

Leutnant Graf Eberstein! Befolgen Sie mit zwölf Mann die Ferme, die Ihnen der Führer beschreiben wird. Halten Sie die Nacht über scharfe Wache, besonders den Waldsaum empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit. Das Gehöft kann leicht heimlichsteuigen Gesellen zum Schlupfwinkel dienen. Meldungen treffen mich in der Mairie von Arcene!“

„Zu Befehl!“

Die Abteilung schwenkte von der Estadron ab, die ihren Weg nach Arcene fortsetzte und nach kurzer Zeit die ersten Häuser des Dorfes erreichte, wo ihr einer der vorausgeschickten Reiter entgegenkam mit der Meldung, daß alles in Ordnung sei. Ein großes Gehöft, in dem die ganze Estadron oder doch ein Teil untergebracht werden könnte, sei nicht vorhanden; die Dragoner müßten über das ganze Dorf verteilt werden, doch sei Vororge getroffen, daß immer mindestens zwei Mann zusammenkämen.

„Das ist gut!“ bemerkte der Estadronschef. „Hier scheinen wir kürzesten vor der Mairie zu sein. Estadron, halt!“

Die Reiter, die marschierte auf dem freien Platz vor dem Rathaus auf und erhielt ihre Weisung für die Quartiere.

Der Einzug der Dragoner schien von den Dorfbewohnern kaum beachtet zu werden. Die Gassen waren öde und leer, ein paar trüber Laternen erhellten notdürftig die Wege. Man hätte das Dorf für ausgegoren halten können, wenn nicht dann und wann zwischen einer Türspalte das Luchsauge eines männlichen Bewohners hervorgeblüht hätte oder an einem Fenster das verwelkte Gesicht eines alten Weibes aufgetaucht wäre. Junge Frauen und Mädchen schien das Dorf nicht zu besitzen.

„Was haben Sie, Niels?“ fragte Werner einen seiner Leute, der sich ihm mit den Zeichen höchster Aufregung nahte.

„Sehen Sie, ich einen Blusenmann in höchst verdächtig Weise in ein einzelnes stehendes Haus schleichen, aus dessen Schornstein sofort ein dicker Rauch aufstieg — offenbar ein verabredetes Zeichen!“

„Was wohl sein! Durchsuchen Sie mit Koller das Haus und schaffen Sie den Kerl zur Stelle. — Und Sie, Wachmeister, scharfen Sie der Mannschaft größte Vorsicht ein. Die Leute sollen die Nacht über bei den Pferden bleiben, um beim ersten Alarm zur Stelle zu sein. Sie selbst bleiben mit einem Trompeter in meiner Nähe! Von Zeit zu Zeit lassen Sie Patrouillen gehen und halten Sie Verbindung mit der Ferme!“

Nach diesen Worten wandte er sein Pferd und ritt an seinem Quartier vor.

Das Haus, von dem aus die Gescheide des Dorfes geleitet wurden, hatte wenig Repräsentables und Würdevolles an sich. Ein Bauernhaus wie die andern, vielleicht etwas größer als die Nebengebäude, unterschied es sich von seiner Umgebung nur durch einen Dachaufbau.

Werner kam nicht mit großen Hoffnungen, aber so nüchtern, so armfeldig, so jeden Schmudses bar hatte er sich die Wohnung des Herrn Mairie nicht gedacht. Daß das Innere nicht besser sein würde als das unwirtliche Äußere, stieg ihm als dunkle Ahnung auf. Mit Mißbehagen und nicht ohne ein Gefühl heimlichen Widerwillens rüstete er sich zum Einzug in sein Quartier.

Er stieg ab, klopfte schmeichelnd dem Fuchsen den schlanken Hals und schob dem an seinen Taschen schnuppernden Pferde ein Stück Zucker in das begehliche Maul. Dann übergab er das vor Ungebuld scharrrende Tier dem Burschen, der es in den Stall führte.

Der Offizier schritt die ausgestretete Treppe zur Mairie hinan und war nicht wenig überrascht, beim Eintritt ins Innere eine weibliche Person vorzufinden, die nach Haltung und Bewegung offenbar der Jugend angehörte. Das Gesicht konnte er nicht sehen. Es war über ein Bett gebeugt, das nischenartig in der Wand angebracht war und, wie die umherstehenden Arzneiflaschen andeuteten, einen Kranken beherbergte.

Das Gemach war nur spärlich von einer Ampel beleuchtet, so daß sich Gegenstände und Personen nicht deutlich hervorhoben. Die im Ramin lodernde Flamme warf zuweilen ihren Schein auf das Mädchen, dessen Haupt mit Purpur überglühend.

Werner, dem anfangs die dumpfe,

von scharfen Arzneien durchsehte Luft den Atem beschwerte, hatte unwillkürlich einen Schritt rückwärts gemacht, blieb aber vor dem seltsamen Schaulust vor gebannt stehen, und als jetzt die Französin den Kopf zu dem Fremdling erhob, war dieser von der Anmut und Grazie, mit der dies geschah, betroffen. Mit unerböhlicher Bewunderung betrachtete er die edlen Züge der jungen, in tiefes Schwarz gekleideten Dame, deren ganzes Wesen so wenig zu dem Orte paßte, an dem sie sich befand.

Eine feine, aristokratische Erscheinung, die Formen von schönstem Ebenmaß, der Schnitt des Gesichts klassisch schön, das sprechende Augenpaar von langen Wimpern beschattet, um der Mund, dessen schwellende Lippen zum Kusse luden, ein sinniger Zug, der durch eine sanfte Vertiefung am Kinn einen schalthaften Charakter erhielt — so stand sie vor ihm.

Werner war gebendet. Noch nie hatte er ein Weib gesehen, bei dem sich Schönheit und Anmut so innig vereinten.

Raum hatte die Dame den deutschen Offizier bemerkt, als sie sich mit einer Gebärde des Stolzes abwandte, wobei ein blickender Strahl des Hasses auf den verwegenen Einbringling fiel.

Werner war die hochmütige Abweisung nicht entgangen. So eingenommen er auch von den Reizen und dem edlen Anstand der Französin war, so regte sich doch in ihm das ganze Selbstgefühl des deutschen Offiziers, und in höflichem, aber entschiedenem Tone kam es über seine Lippen:

„Als Kommandant der hier eingezogenen Reitertruppe habe ich die Mairie als Quartier zu beanspruchen. Da ich niemand sonst sehe, an den ich mich wenden kann, so ersuche ich Sie, mir ein Zimmer anzuweisen zu wollen.“

Das fließende Französische, in dem die Worte gesprochen wurden, machte die junge Dame stuhig; sie konnte nicht umhin, den Sprecher einer näheren Musterung zu würdigen. Diese mußte nicht so übel ausgefallen sein, denn die Stolge ließ sich zu einer höflichen Antwort herbei:

„Sie sind in einem Krankenzimmer, mein Herr, und werden begreifen, daß hier kein Raum für einen Fremden, am wenigsten für einen Feind Frankreichs ist.“

„Ich achte und ehre den Schmerz auch den Feinden gegenüber und werde Ihren Kranken nicht belästigen. Ich denke aber, es wird in diesem Hause wohl noch ein Raum sein, wo ich unterkommen kann. Ich nehme mit dem bescheidensten Vorbehalt.“

„Wie, mein Herr? Sie wollen sich in dieses Haus, über dem schon der Schatten des Todes schwebt, einbringen? Was kann man auch von den Deutschen anders erwarten?“

Der herbe Spott, der in diesen Worten lag, brachte den Offizier auf. „Mein Fräulein! Dem deutschen Soldaten steht oben die Pflicht. Wenn es das Wohl und Wehe der ihm anvertrauten Schar gilt, darf der deutsche Offizier seinen Augenblick zaudern, und müßte er an die Fortie der Hölle klopfen.“ Kurz und gut! Meine Anordnungen sind derart getroffen, daß eine Aenderung nicht mehr möglich ist. Sie haben also wohl die Güte, meinem wiederholten Wunsch um Ueberlassung eines Zimmers zu entsprechen.“

Noch einmal suchte die Dame Widerspruch zu erheben, allein ein Blick auf die unbeugliche, feste Haltung des vor ihr stehenden Mannes überzeugte sie, daß jedes weitere Wort verloren sei.

„Um einem Sterbenden nicht die letzten Augenblicke durch die Anwesenheit eines Feindes zu verbittern, werde ich Sie in ein anderes Zimmer führen. Folgen Sie mir!“

Nachdem sie nach dem Kranken gesehen, dessen tiefe, ruhige Atemzüge wenig zu seinem vorgebildet bedingten Zustand passen wollten, ergriff die Französin ein Licht und schritt voran.

Werner bewunderte aufs neue die großartige Haltung und den elastischen Gang seiner schönen Begleiterin und gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er eine Dame aus der besseren Gesellschaft vor sich hatte, für deren Aufenthalt in dem armseligen Kette und der düsternen Krankenzelle er vergeblich nach einer Erklärung suchte.

„So, mein Herr! Das ist Ihr Zimmer!“ sagte die Dame, indem sie den Gast in einen Raum führte, der außer einem riesigen Bett einen Tisch und einige Stühle einfacher Art enthielt. „Von hier können Sie unmittelbar auf die Straße gelangen, brauchen uns also nicht zu belästigen.“

Bei diesen Worten zeigte sie auf eine Falltür im Hinterwand des Zimmers, von der eine steile Treppe in den Hofraum und von da ins Freie führte.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein! Vermutlich sehe ich in Ihnen eine Verwandte des Hauses, das außer Ihnen und Ihrem Patienten niemand weiter zu beherbergen scheint.“

Verstümmelt Werner seine geheimnisvolle Führerin auszuforschen.

„Ueber mein Verhältnis zu dem Kranken bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig“, wehrte die Dame seinen Angriff ab, indem sie den frühen Hochmut in Gebärde und Haltung wieder annahm.

„Ueber Ihre eigene Person gewiß nicht; Damen zu achten, ist bei uns Kadavertpflicht“, bemerkte Werner nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie. „Was aber Ihren Kranken betrifft, so muß ich über dessen Person Gewißheit haben!“

„Großer Gott!“ rief die Französin ungeduldig, „Sie hören doch, daß der Mann krank, schwer krank ist — und ein solcher, den! Ich, kann Ihnen kaum gefährlich werden!“

Den Hohn überhörend, der in den letzten Worten lag, verfehle der Offizier:

„Sie sehen mich zu meinem Bedauern genötigt, auf meinem Verlangen zu bestehen. Versehen Sie sich in meine Lage. Ich komme in dieses Haus, die Wohnung des Mairie, finde hier einen tollkranken Mann und als dessen Pflegerin eine Dame, die ganz und gar nicht in die Umgebung paßt, und das alles in einem Hause, auf dem die Verantwortlichkeit für das Dorf und seine Bewohner lastet. Da ist es denn wohl nicht mehr als billig, wenn ich mich die Frage erlaube: Wo steht denn dieser Herr Mairie?“

Die Geheimstuererei der Französin hatte den Offizier in Harnisch gebracht, so daß seine Frage etwas vom Befehlston an sich hatte.

Die junge Dame war abwechselnd rot und bleich geworden und bot in der Bestürzung, in die sie die entscheidende Frage des Offiziers verfehle, einen reizvollen Anblick.

Werner hätte ihr ums Leben gern die Antwort erlassen, allein er mußte im Interesse des militärischen Dienstes auf ihrer Beantwortung bestehen.

„Mein Gott!“ kam es endlich zögernd über die rötlichen Lippen. „Der Mairie ist ja der Kranke, und ihn zu schonen, wollte ich jede Auseinandersetzung zwischen Ihnen und ihm vermeiden.“

„Gut, mein Fräulein! Ich will Ihnen glauben und annehmen, daß Sie als Verwandte den Kranken Mairie pflegen. Meine Pflicht aber gebietet mir, mich von dem Zustand des Patienten selbst zu überzeugen. Denn, wissen Sie, meine Dame, auf dem Mairie ruht eine große Verantwortung. Er hat mir zu haften für seine ganze Gemeinde, deren männliche Bewohner in dem Verdacht stehen, die schlimmsten Franktireurs zu sein. Sollte von ihnen ein Anschlag auf meine Truppe gemacht werden, so müßte nicht nur der Mairie mit seinem Kopf dafür büßen, sondern auch das Dorf müßte ich in Flammen und Rauch aufgehen lassen!“

„Gütiger Himmel!“ rief die Französin entsetzt. „Sie werden doch nicht einen Unschuldigen und noch dazu einen mit dem Tode Ringenden büßen lassen, was der Ingramm und die Nachsicht der von Ihnen unterdrückten Franzosen verschuldet! Ist es doch nur berechtigte Gegenwehr, die hier geübt wird. Wenn Sie in unser schönes Frankreich einfallen wie wilde Herden, müssen Sie es sich auch gefallen lassen, als solche behandelt zu werden.“

„Es wäre vergebliche Mühe, mein Fräulein, Sie überzeugen zu wollen, auf weissen Seite das Recht steht. Das aber will ich Ihnen sagen: Wenn wir heute in Ihr gepriesenes Land eindringen und die französischen Truppen von Stadt zu Stadt jagen, so ist es nur die gerechte Vergeltung für das unfähige Gelnb und die namenlose Schmach, unter der mein Vaterland durch die schändliche Eroberungssucht und brutale Dronnie französischer Herrscher lange genug gelitten hat. Und die Vergeltung, die wir üben, ist immer noch eine eble im Vergleich zu der wahnwichtigen Bernichtungsmaschine Ludwigs XIV. und dem schmachvollen Despotismus eines Napoleon! Wenn die Franzosen mehr in der Geschichte zu Hause wären, so müßten sie sich sagen, daß die Deutschen nur das wiederholen, was ihnen feinerzeit widerrechtlich entzogen wurde.“

Das Feuer edlen Zornes, das bei dieser Zurechtweisung aus Werners Augen sprühte, verließ dem Gesicht des jungen, schon durch die Wollkraft der Männlichkeit und die Mitterlichkeit seines Wesens bestehenden Offiziers einen mächtigen Reiz, dem sich die Französin nicht zu entziehen vermochte. Sie mußte sich eingestehen, daß sie es nicht nur mit einem tapferen Soldaten und glühenden Patrioten, sondern auch mit einem vollendeten Kadavert zu tun hatte.

Unwillkürlich begegnete ihr Blick dem des Fremden, dessen flammender Strahl sie verwirrte und sie ganz um ihre sichere Haltung brachte. Ein verächtliches Rot ergoß sich über Gesicht und Hals, und als sie jetzt das Gespräch nach kurzer Pause wieder aufnahm, geschah es in einer wesentlich milderen Tonart, die den Offizier schmeichelnd umfingelte.

(Fortsetzung folgt.)